Der Solothurner Abschnitt in Johann Rudolf Schinz : die vergnügte Schweizerreise

Autor(en): **Schinz, Johann Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **51 (1989)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-862491

Nutzungsbedingungen

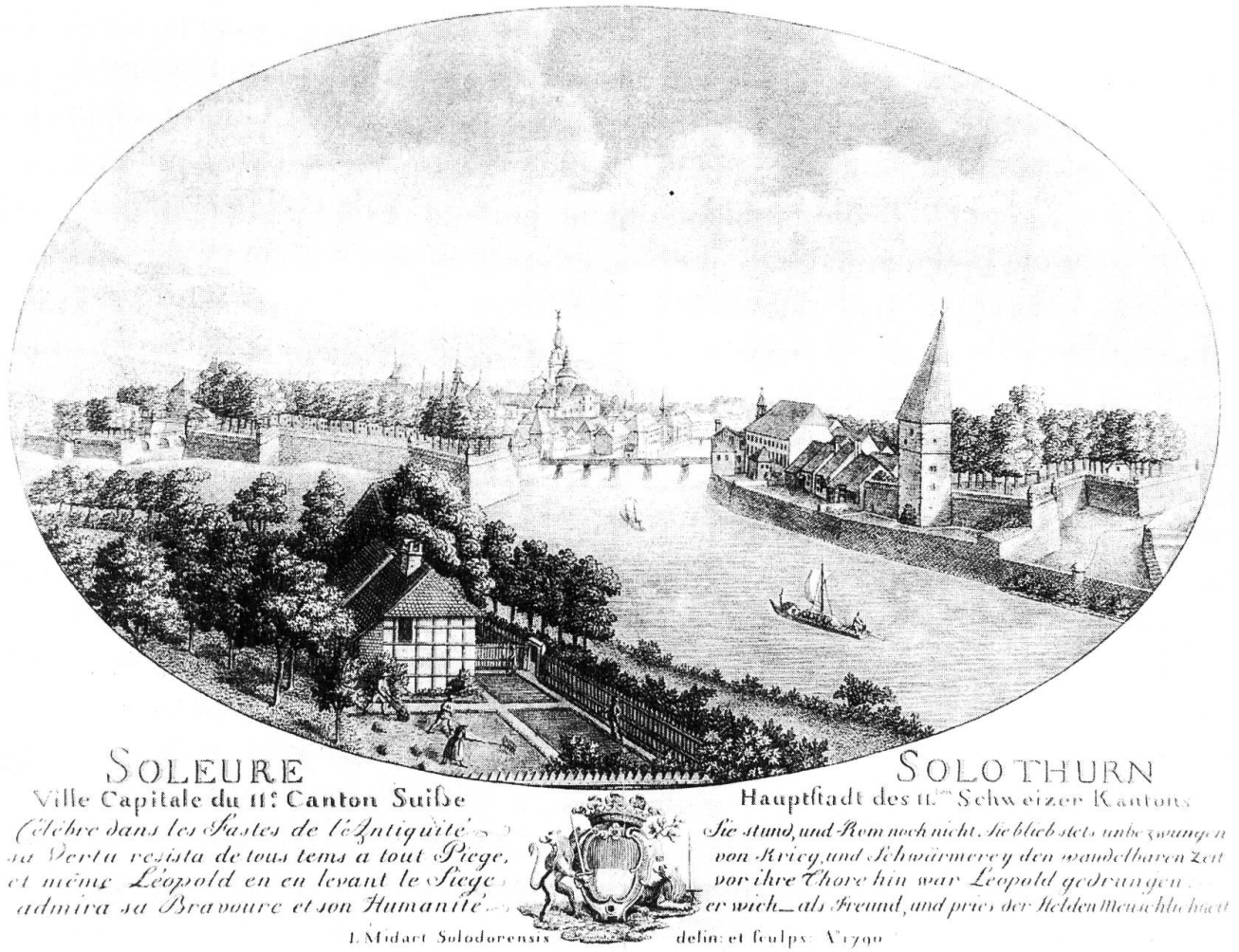
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Solothurn, Ansicht von Westen, 1790. Stich von L. Midart.

Der Solothurner Abschnitt in

Johann Rudolf Schinz: Die vergnügte Schweizerreise

Einleitung und Auswahl der Texte von Fritz Grob

Vorwort der Redaktion

Es sind nun zehn Jahre her, seit Dr. Fritz Grob sein schlichtes, inhaltlich aber reizvolles Buch «Schriftsteller sehen Solothurn» (Verlag Vogt-Schild AG, Solothurn) herausgegeben hat. Mehrere der darin enthaltenen Aufsätze hatte er seit 1958 in unserer Zeitschrift veröffentlicht. Seither sind sechs weitere dazugekommen. Diese Arbeiten lassen eigentlich eine erweiterte Neuauflage seines Buches als wünschenswert erscheinen. Wir freuen uns, heute eine weitere Studie vorlegen zu können.

Die Aufzeichnungen über eine Schweizerreise von 1773 sind den jungen Herren einer Reisegesellschaft gewidmet, die der angehende Theologe Johann Rudolf Schinz leitete und begleitete. Aus unbekannten Gründen sind die Aufzeichnungen weder im 18. noch im 19. Jahrhundert veröffentlicht worden. Sie haben also ihre Adressaten, die jungen Teilnehmer, an die sie gerichtet waren, nie erreicht. Das Manuskript liegt auf der Zentralbibliothek Zürich. Dort entdeckte es James Schwarzenbach und gab es (wahr-

scheinlich 1952) heraus. Die Reiseteilnehmer, unter denen sich berühmte Namen wie Heinrich und Jacob Scheuchzer, Caspar und Salomon Hirzel, Heinrich Leutold und Caspar Bodmer befanden, haben also nie vernommen, was sie auf ihrer Exkursion alles hätten sehen und sich merken sollen. Doch geht aus einer Äusserung des Verfassers deutlich hervor, dass es sich um eine Bildungsreise handelte, die von pädagogischen und patriotischen Absichten geprägt war. So sagt er zum Abt von St. Gallen:

«Wir möchten unser gemeinsames Vaterland kennen lernen und die besten Leute, die grossen Männer, liebe Eidgenossen schon in der Jugend verehren und bei ältern Jahren nachahmen lernen.»[1]

Und direkt an seine Schützlinge gewendet, sagt er:

«Wenn ihr in dieser Schrift eure guten und schlechten Seiten, eure Fehler und Liebenswürdigkeiten finden werdet, so lasst sie euch für die Zukunft als Wahrnehmung und Aufmunterung dienen. Bei der Schilderung der schönen Gegenden und Aussichten *erinnert euch an eure schönen Gefühle für die Natur.* Bei der Erwähnung kluger Reden, des Fleisses, der Künste, der Gastfreiheit, der Menschenfreundlichkeit, die wir erfahren haben, lasst euch zur Nachfolge aufmuntern. Wenn unartige Leute, grobe Begebenheiten darin vorkommen, lernt daraus, wie hässlich ihr sein würdet, wenn ihr gleiche Fehler gegen Freunde und Fremde begehen würdet. — Wenn von Beschwerlichkeiten und Unangenehmem, von Hitze, Kälte, Hunger, Müdigkeit, mangelnde Lagerstätte die Rede ist, so sei auch das ein lebhafter Antrieb, anmutsvoll, mitleidig, dienstfertig, guttätig gegen so viele Tausende unserer Mitmenschen zu sein, die aus Not all dies in einem weit höheren Grad erfahren und leiden müssen, als ihr aus freiem Willen erfahren wollt. — Und wenn euch der Stolz, die Verachtung, mit der man euch begegnet, in Erinnerung gerufen wird, wenn ihr oft verkannt worden seid, so gewöhnt euch, bescheiden in eurem Urteil zu sein und Achtung und Ehrerbietung auch gegen Leute zu hegen, die ihr unter eurem Stande glaubt . . .»[2]

Wie bei allen Besuchern, die in jener Zeit die Schweiz bereisten, ist auch bei Schinz der Einfluss von Jean Jacques Rousseaus Naturkult deutlich zu spüren. Das trifft auch für die Beobachtung der sozialen Zustände und den Erziehungseifer zu. Dass Schinz sich seiner Bedeutung in diesem Kreise wohl bewusst war, geht aus einem weiteren Passus hervor:

«Und sooft ihr eure Reisebeschreibung erblickt, so erinnert euch des Guten, das wir einander versprochen, der Tugend und Rechtschaffenheit, in der wir uns verbunden und wozu wir uns ermuntert haben. Erinnert euch auch ganz besonders dessen, der euch so oft zum Fleiss ermuntert und so herzlich mit euch gesprochen hat, der euch so sehr liebet und um die Fortsetzung eurer Freundschaft bittet, nämlich Eures Schinz»[3]

Und an die andern Leser gewendet:

«Ich habe keine Topographie, und auch nicht von dem Regiment der Schweizer schreiben wollen. Ich habe keine Botanik, keine Physiologie . . . schreiben wollen, sondern ich wollte nur erzählen, was wir gesehen, erfahren, gehört und empfunden haben . . .»[4]

Aus dem Leben des Johann Rudolf Schinz

Die Voraussetzungen, die ihn befähigen, diese anspruchsvolle und vielseitige Aufgabe zu erfüllen, erklären sich durch seinen Werdegang. Im Historisch-biographischen Lexikon ist Schinz nicht erwähnt. Doch gibt das «Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft auf das Jahr 1801» die wichtigsten Daten. Der Verfasser ist nicht genannt. Doch ist nach einer Bemerkung im Text zu vermuten, dass der Lebensabriss von seinem Sohn geschrieben wurde. Darnach wurde Johann Rudolf Schinz 1745 geboren. Sein Vater war Amtmann in Embrach. Die ländliche Umwelt gab dem jungen Schinz Gelegenheit, Bauern und Handwerker bei ihrer Arbeit zu beobachten. Er fragte nach

Namen und Zweck der Werkzeuge. Als sein Vater starb, war er 19 Jahre alt. Das Vermögen der Schinz war bescheiden. Deshalb hatte sich Johann Rudolf schon früh für einen «nützlichen Beruf» zu entscheiden. Er wählte nach eigenem Wunsch und dem Wunsch seiner Eltern den geistlichen Stand.

Nach dem Tod seines Vaters übernahm sein älterer Bruder die Funktion des Amtmanns. Die Familie blieb also in Embrach, was Johann Rudolf die Möglichkeit gab, wenigstens am Wochenende seinen Hang zum Landleben zu befriedigen. Er widmete sich in seiner Freizeit ganz dem Studium der Landwirtschaft. Er wurde zu einer Art *Kleinjogg* (Jakob Gujer), der durch die Schrift des Zürcher Stadtarztes Hans Kaspar Hirzel «Wirtschaft eines philosophischen Bauern» zu europäischer Berühmtheit gelangt war, die ihm u. a. den Besuch von Goethe und Pestalozzi eintrug.[5] Johann Rudolf Schinz holte sich selber bei Kleinjogg Anregungen, die er an die Bauern in Embrach weitergab. Aber immer wieder zog ihn sein rastloser Geist in die Ferne. Er bereiste die ganze Schweiz und Italien. 1770 begleitete er seinen Jugendfreund Junker Ratsherr Meiss, der zum Landvogt der ennetbirgischen Vogteien ernannt worden war, nach Locarno, wo er einige Zeit blieb, um auf vielen Wanderungen das Tessin kennen zu lernen. Seine Erfahrungen, hauptsächlich auf dem Gebiet der Landwirtschaft, beschrieb er in *«Beyträge zur näheren Kenntnis des Schweizerlandes.»*

Nach seiner Rückkehr aus Italien wurde er zum Pfarrer von Uitikon gewählt. Auch hier suchte er seiner Gemeinde mit seinen landwirtschaftlichen Kenntnissen zu nützen. Unter anderem führte er gegen den Widerstand der Bauern den Kleeanbau ein. In Zürich wurde er *Mitglied der Patriotischen Gesellschaft,* die nach der Mode der aufgeklärten Zeit von Johann Jakob Bodmer u. a. zur Förderung der politischen Bildung der Bürger gegründet worden war. Mehrere Jahre war er auch Sekretär der Naturforschenden Gesellschaft, der er sich immer wieder als Vortragsredner zur Verfügung stellte. Sein Thema war wie bei vielen Geistlichen die Landwirtschaft. Gerne las er auch aus seinen Reisebeschreibungen vor. Nach einer solchen Veranstaltung ging er erschöpft und fiebergeschüttelt nach Hause. Die Krankheit sollte seine Todeskrankheit sein. Er starb nach drei Monaten im Alter von 45 Jahren.

Die Reise nach Solothurn

Schon früh führte ihn eine seiner Reisen in den Kanton Solothurn. Die damit verbundenen Erlebnisse bilden den Anfang der «Vergnügten Schweizerreise anno 1773». Solothurn war also nicht das einzige Ziel. Der ursprüngliche Titel der Aufzeichnungen lautete denn auch: *«Beschreibung einer Reise durch die Schweiz, oder durch die merkwürdigsten Gegenden des ganzen Schweizerlandes vom 15. Juni bis 31. August 1773.»*

Der Weg nach Solothurn führte von Zürich über Aarau und Olten. Weitere wichtige Stationen waren Basel, das über den Obern Hauenstein erreicht wurde, der Neuenburger Jura mit La Chaux-de-Fonds, ferner Murten und Freiburg. Von Vevey aus wanderten sie das Rhonetal hinauf, um über die Gemmi ins Berner Oberland zu gelangen. Eine Fahrt auf dem Vierwaldstättersee brachte sie nach einem Besuch in Engelberg nach Luzern. Über Oberalp- und Panixerpass wurde die Ostschweiz erreicht. Natürlich machten sie auch dem Abt des Klosters St. Gallen ihre Aufwartung. Über Konstanz, Schaffhausen und Winterthur kehrten sie nach Zürich zurück.

Zusammen mit Schinz umfasste die Reisegesellschaft 10 Personen. Zwei davon waren «Knechte», die vor allem das Gepäck zu schleppen hatten. Ihre Stellung in der Gesellschaft spiegelt im kleinen die soziale Gliederung der Bevölkerung im 18. Jahrhundert. Wo es die räumlichen Verhältnisse zuliessen, mussten die Bedienten am Tisch anderer Knechte essen, während für die jungen Studenten ein Herrentisch zur Verfügung stand.

Ausser in den Gasthöfen zeigen sich die sozialen Unterschiede auch im Umgang mit der übrigen Bevölkerung. Lieblingswort für die einfachen Landleute, bei denen sie Nahrung und Unterkunft suchten, ist «Narren». Daran änderten auch Schinzens Zurechtweisungen nichts. Er selber schreibt über die Bauern auf dem Heitersberg: «Die Narren gaffen uns von ferne an.»[6] Dass man gratis bewirtet wurde, nahm man als Selbstverständlichkeit hin. Zu einem Kind, das die «merkwürdigen Leute aus der Stadt» ausspionieren soll, befiehlt man: «Potz du Narr! Sag geschwind, dass man komme. Nur nicht lange gemacht, wir können nicht warten.»[7] Um dem Begehren Nachdruck zu verleihen, zog man die Säbel. Der Vater bringt auch Wein und Milch, ohne mehr dafür zu empfangen als herzlichen Dank. So die Formulierung von Schinz. Das seltsame Benehmen führt in der Reisegesellschaft selbst zu Spannungen. Schinz sucht sie abzubauen und hält in seinem Bericht mit Vorwürfen nicht zurück. Zum Streit kommt es wiederholt über die Frage, welchen Weg man einschlagen soll. Erschöpft und verärgert langt man bei einbrechender Nacht in Aarau an. Auch hier zeigt sich wieder die Überheblichkeit des Stadtbürgers. Vom Geschwätz des Wirtes fühlen sie sich belästigt; er ist ein «dummer alter Geck mit seinen blöden Scherzen».[8]

Ähnlich verhalten sie sich auch später. Für den Weg von Môtier im Traverstal nach Grandson brauchten sie einen Führer, der den Weg kannte. «Es war ein hiesiger Ansässiger aus Preussen, ein Kerl, der sich anfänglich die Freiheit herausnahm, sich mit uns gemein zu machen, ausgelassene Possen und Reden zu führen, und *glaubte, wir seien seinesgleichen* (!), bis wir ihm dieses Betragen in einem ernsthaften Ton untersagten, worauf er sich demütigte und sich besserte.»[9] So schreibt Pfarrer Schinz selbst und verzichtet darauf, das eigene Verhalten zu tadeln.

Am 16. Juni erreicht die Gesellschaft das Gebiet des Kantons Solothurn. In knappen Zügen wird jedes Dorf, das sie durchwandern, in seiner Eigenart charakterisiert. Mit Lostorf wird freilich eine Ortschaft erwähnt, die sie höchstens aus der Ferne hatten sehen können, denn für ihren Weg nach Olten hatten sie die rechte Seite der Aare gewählt. Ursprünglich hatten sie vorgesehen, über die Schafmatt nach Basel zu wandern. «Unterwegs aber änderten wir unsere Absicht und nahmen aus blosser Laune die Strasse nach Solothurn unter die Füsse. Schon nach einer Viertelstunde Wegs befanden wir uns in diesem Kanton.[10]

Hier setzt nun die Schilderung der Reise durch den Kanton Solothurn ein, die wir im folgenden ohne Kürzungen abdrucken. Den Weg nach Solothurn legte sie nach einem Zwischenhalt in Attisholz zwischen dem 16. und dem 18. Juni zurück. Wie es der Tradition entsprach, bezogen sie «in dem vor kurzem prächtig erbauten Gasthaus zur Krone» Unterkunft.[11]

«Wirtschaftsgeschichtlich» aufschlussreich ist die Rechenschaft über die Kosten der Reise, die Schinz am Schluss seiner Aufzeichnungen niederlegt. Sie gibt gleichzeitig Auskunft über Lebens- und Essgewohnheiten. Dazu einige Beispiele:

16. Juni
Olten: für 4 lb Kirschen 32 Kreuzer. Mittagsgeld beim Leuen: Suppen, Hühner, Milken, Gemüse, Salat, Nachtisch, 3½ Mass Wein, Brot und 12 Kr(euzer) Trinkgeld 6 Gulden 21 Kreuzer.
Unsere Kleider tragen bis Egerkingen 4 Kreuzer.

17. Juni
Egerkingen beim Mond: gestrige Nacht-Zech, Suppe, Küchli, Brot, 3 Mass Wein, Herberg item 6 Kreuzer für eine Flasche 3 Gulden 41 Kreuzer.
Oensingen: Morgens, butter Thee, Wein und Brot 1 Gulden 38 Kreuzer.

18. Juni
Attisholz: für gestriges Mittagessen: Suppe, Fleisch, Krebs, Gemüse, Braten, Fisch, Salat.
Abends: Thee. Nachtessen: Suppe, Küchli, Fisch, Turten, Salat, item Herberg und Badgeld samt 16 Kreuzer Trinkgeld 12 Gulden 40 Kreuzer.
Solothurn: den französischen Hof sehen 1 Gulden 30 Kreuzer; Zeughaus 1 Gulden 30 Kreuzer; Rathaus 20 Kreuzer, 3 Gulden 20 Kreuzer. Waldegg in Herrn Besenvals Landgut 32 Kreuzer. Peruquier 1 Gulden 30 Kreuzer; Barbieren 18 Kreuzer.

19. Juni
Solothurn: den Kirchenschatz sehen 54 Kreuzer. Bei der Krone: für gestriges Mittagsmahl und nachts an der Tafel à 1 Gulden pro Person und pro Knecht 30 Kreuzer pro Mahl für jeden; ite, Thee, Wein und 1 Gulden Trinkgeld dem Kellner und 30 Kreuzer in die Küche: 32 Gulden 45 Kreuzer.
Wietlisbach: pro 1½ Mass Wein, Brot und Käs 49 Kreuzer auf dem Weg nach der Klus für 7 lb Kirschen 56 Kreuzer.

20. Juni
Balsthal: für gestriges Nachtessen: Suppe, Gemüse, Küchlein und Fisch, heutiges Morgenessen: Thee, Butter, Honig, Brot; mittags: Suppe, Fleisch, Braten, Salat, Wein, Brot, Herberg und Heizen zum Trocknen, 15 Kreuzer Trinkgeld: 9 Gulden 55 Kreuzer.
Falkenstein: Für einen Steinesel 13 Gulden 24 Kreuzer. Für Kirschen 6 Kreuzer.

Zur Literatur

«Die vergnügte Schweizerreise» ist im Thomas-Verlag Zürich erschienen. Geplant waren ursprünglich 6 Bände. Doch sind anscheinend nur 3 davon erschienen. Als Herausgeber zeichnet James Schwarzenbach. Der Abschnitt über Solothurn findet sich im ersten Band. Im folgenden soll nur auf die wichtigsten Stellen hingewiesen werden.

1 I S. 9 — 2 I S. 9 — 3 ebda — 4 I S. 10 — 5 vgl. Gagliardi, Geschichte der Schweiz, S. 840 f. — 6+7 I S. 13 — 8 I S. 17 — 9 III S. 11 — 10 I S. 18 — 11 I S. 26 — 12 I S. 18 ff.

Zur Bebilderung

Das vorliegende Heft ist mit einer Anzahl alter Ansichten, Zeichnungen und Stichen, zumeist aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, bereichert worden. Sie sollen uns die Örtlichkeiten etwa so vor Augen stellen, wie Schinz und seine Reisegefährten sie gesehen haben. Die Vorlagen wurden uns von der Zentralbibliothek und der Kantonalen Denkmalpflege Solothurn in verdankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

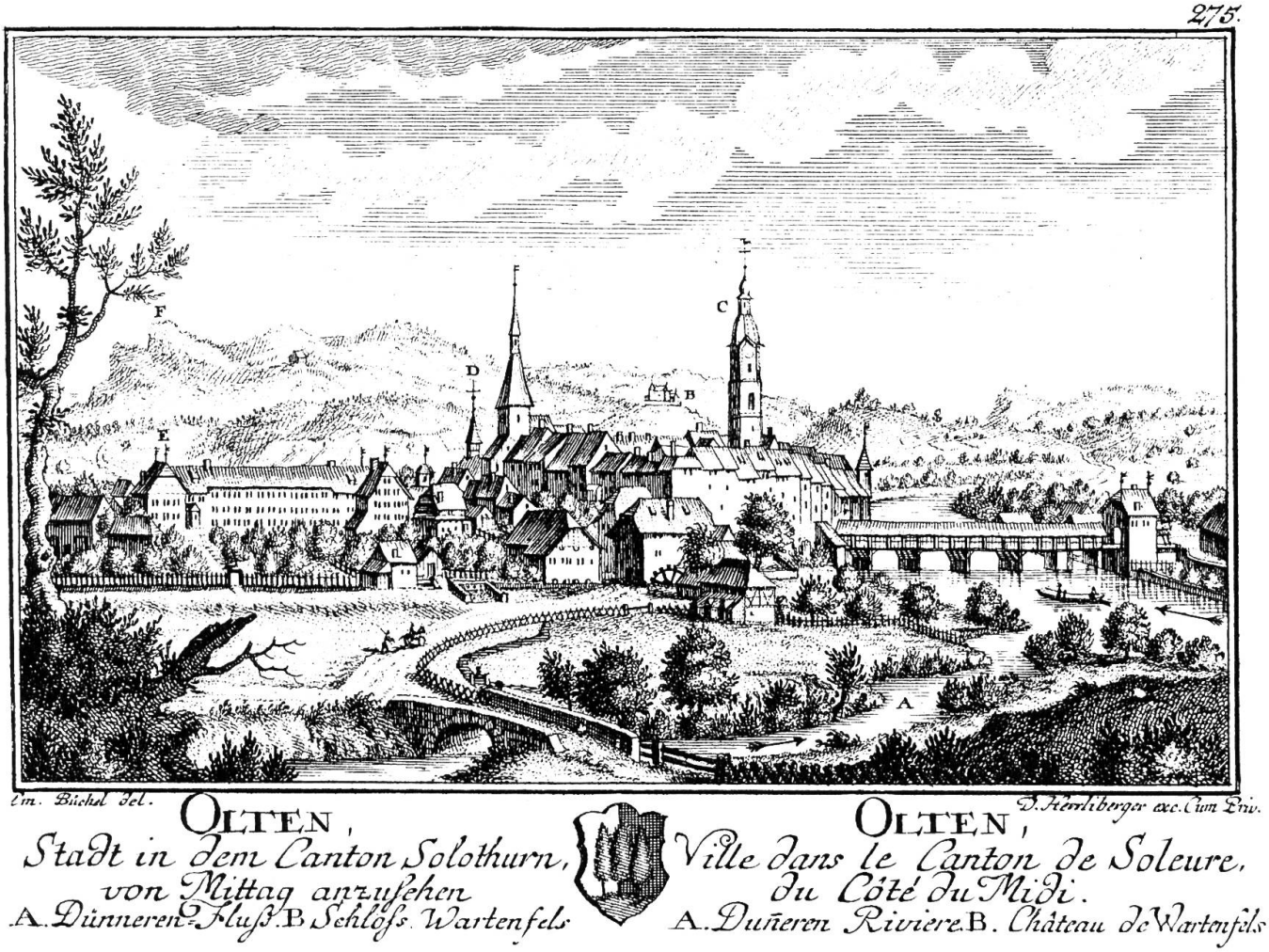
Dank

Die Ausgabe des Werkes ist leider vergriffen. Der Thomas-Verlag in Zürich erteilte freundlicherweise die Erlaubnis, das Solothurner Kapitel vollumfänglich abzudrucken. Dafür sei ihm an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Schönenwerd, Stiftskirche; im Hintergrund das Schloss Gösgen. Kupferstich, Büchel/ Herrliberger 1758.

Der vollständige Text der Reise durch den Kanton Solothurn[12]

«... wir durchzogen *Schönenwerd* mit seinen stattlichen Häusern, darinnen die sechs Chorherren mit ihren elf Kaplanen wohnen, welche das hiesige Stift bilden. Die Stiftskirche erhebt sich anmutig auf einem hohen Hügel, zu dessen Füssen eine muntere Brunnenquelle hervorsprudelt, bei der wir haltmachten und unsere heissen Zungen labten. Gegenüber, am andern Ufer der Aare, steht das Schloss *Gösgen,* in dem der Landvogt wohnt. Mitten in fruchtbarem Korngelände und einigem Weinwachs liegen die Pfarrdörfer *Grezenbach* und *Lostorf,* deren Häuser alle Schaubdächer tragen. Die Landstrasse zieht sich über diesen Dörfern hin. Wir aber wählten den Fussweg, der durch diese Gemeinden führt und bei *Starrkirch* wieder in die Landstrasse einmündet. Die Mittagshitze war jetzt geradezu unerträglich geworden und wir empfanden es als eine Qual, auf unsern Schultern noch unsere Kleider schleppen zu müssen. Da kam ich auf den Einfall, uns einen Esel zu kaufen. Diese Idee wurde von allen gutgeheissen und wir sahen mit Ungeduld dem glücklichen Augenblick entgegen, wo ein solches Tier in unsere Dienste eintreten und uns die Kleider, unsern beiden Knechten aber einen Teil ihrer Lasten abnehmen würde. Da kam uns ein reitender Bauernjunge entgegen, dessen Müllergaul leere Körbe trug, in welche wir unsere Kleider legten und ihn baten, diese nach Olten ins Wirtshaus zu bringen. Von hier war es noch eine Viertelstunde bis *Olten.* Über eine mit eisernem Band- und Schraubwerk künstlich gefügte Brücke, an welcher wir Zoll entrichten mussten, kamen wir ins Städtchen. Trotzdem wir ohne Ärmel, ohne Röcke, verschwitzt und verstaubt vor dem am Stadttore zunächst gelegenen Wirtshaus «Leuen» anlangten und uns keineswegs adlig gebärdeten, sah uns der Wirt gleich als Leute an, die Geld im Sacke haben, und verneigte sich tief. Das hatten wir selbst verschuldet, denn noch auf der untersten Stufe der Wirtshaustreppe rief einer unserer Gefährten laut: «He! Herr Wirt, ein gutes Mittagessen!» Und schon schrie ein anderer: «Einmal einen schönen Braten!» und ein dritter: «Und Fisch und was ihr sonst Gutes habt!» Potz Wetter, dachte ich. Das wird eine schöne Zeche geben, wenn der Wirt alles auftischen kann, was ihm eben einfällt. So legte ich den Rock an, setzte den Hut auf den Kopf, nahm den Stock in die Hand — und begab mich in die Küche. Siehe! Da lagen schon drei Güggel in ihrem Blut auf dem Schüttstein hingesenkt und eben war der Würger im Begriff, zwei weitere abzutun. «Halt ein! Halt ein!» rief ich. «Die Sache ist nicht so gemeint. Für ein gutes Mittagessen brauchen wir weder Güggel noch Kapaunen.» Mein Blick fiel auf den Herd, wo ein Topf voll Fleisch stand. «Da gebt uns von diesem



Olten. Kupferstich Büchel/Herrliberger, um 1756.

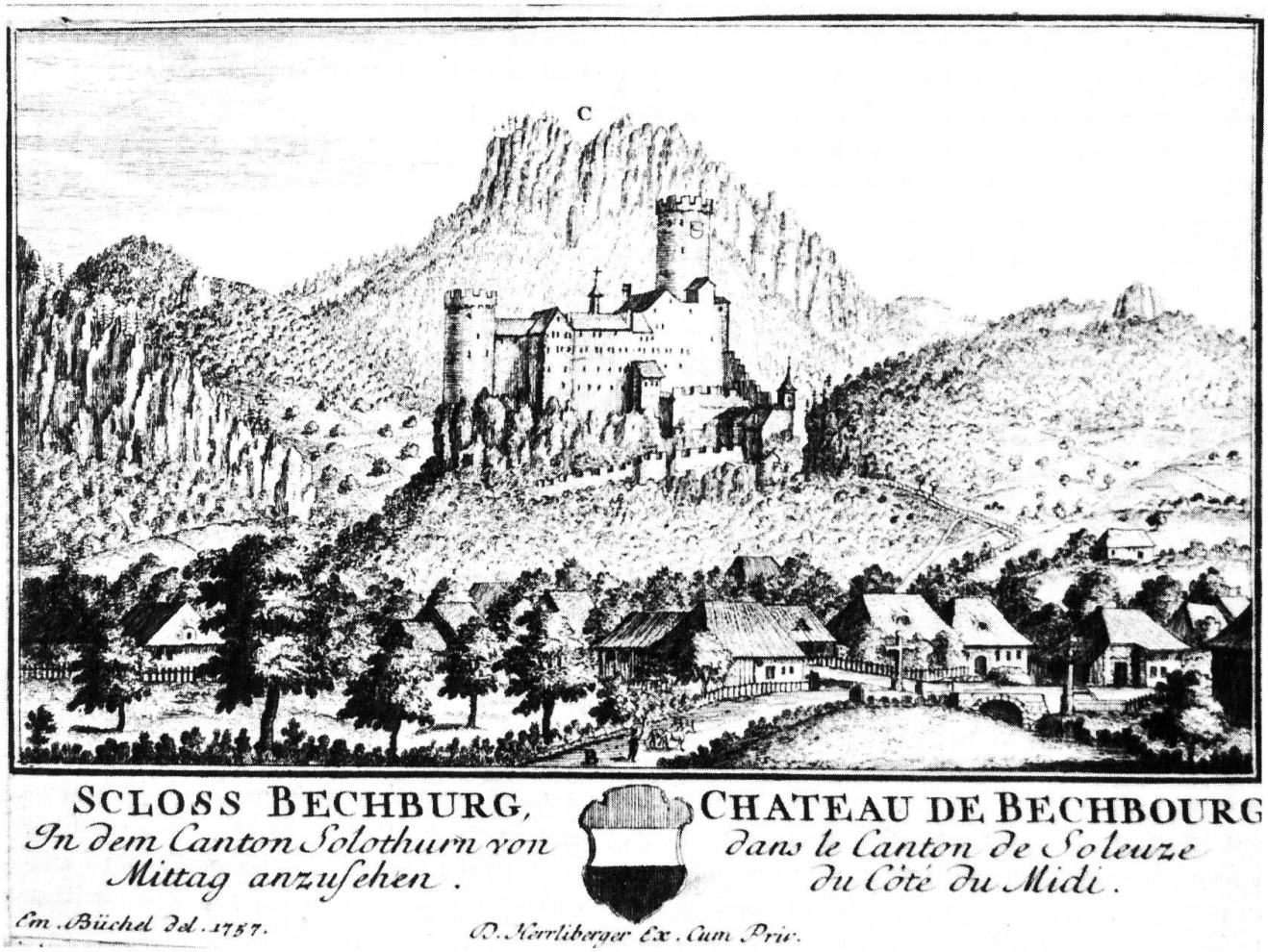
Fleisch, alsdann die Hälfte von diesen Fischen und die drei Güggel als Braten — und sonst keinen Brosamen mehr, denn wir werden es nicht bezahlen.» Während meiner Rede hatte sich der Wirt immer mehr aufgerichtet, denn bei so sparsamen Gästen war es sinnlos, sich so tief wie anfangs zu verneigen. Wir setzten uns zu Tisch und die Speisen liessen nicht lange auf sich warten.

Wir wurden von einem eigenartigen Mädchen bedient, das bald unser Tischgespräch war. Keiner wurde aus ihr klug. Sie war ein hübsches Solothurner-Mädchen. Wenn wir glaubten, sie sei dumm, gab sie uns auf einmal die allervernünftigsten Antworten. Plötzlich schwieg sie wieder und wir hielten sie für stolz, aber sogleich bediente sie uns untertängist. Glaubten wir, sie sei hold, dann wandte sie den Blick unmutig von uns ab. So beschäftigten sich unsere Gedanken und Gespräche während der ganzen Mahlzeit unentwegt mit der eigenartigen Magd, die uns bediente. Und warum auch nicht? Wer die Menschen kennen lernen will, darf sein Auge eben nicht nur auf die Grossen dieser Erde heften. Überall sind Menschen und in allen schlägt ein verschiedenes Herz. Soll ich denn mit meinen Gedanken nicht mit der gleichen Sorgfalt der Verschiedenheit der Bauernherzen, dem Sinnen und Trachten der Dienstboten, einer Magd, eines Knechtes, eines Taglöhners nachgehen wie etwa Ihro Gnaden von Erlach zu Bern? Muss ich als Vikar in meinem Beruf, in meiner Haushaltung und im täglichen Leben nicht ständig mit Menschen der ersteren Art umgehen, während ich die hohen Herren der letzteren Art kaum einmal jährlich zu sehen bekomme? Freilich, Gedanken dieser Art wollten meinen Zürcher Schützlingen nicht recht einleuchten. Zum Nachtisch kauften wir die ersten Kirschen dieses Jahres, sechs Pfund für zwölf Batzen. Und dann kam Frau Wirtin und gab uns ungebeten Ratschläge, die eigentlich fahrenden Studenten, für welche sie uns hielt, die in die Vakanz nach Hause reisen, gegolten hätten. «Ihr könnt euch, wenn ihr wollt, da drüben in jenem Hause melden. Dann bekommt ein jeder aus der Spend einen halben Batzen und wenn ihr in Solothurn eintrefft, dann bringt dem Vetter Keller einen schönen Gruss von mir und sagt ihm, ihr

wollet an der zweiten Tafel essen. Dort werdet ihr wohlbedient und dennoch wohlfeil sein.» Eigentlich wäre dieser freundliche Rat Dankes wert gewesen, aber wir wollten nun einmal nicht als fahrende Studenten gelten. Und so erwiderte ich trocken: «Frau Wirtin, macht die Conten!», bezahlte die Zeche und liess aufbrechen.

Dann beschauten wir uns die Stadt, die artig arbeitsam ist, mit einer breiten, schön gepflasterten Hauptstrasse, einem Kapuzinerkloster und einer ansehnlichen Kirche. Das Wagnerhandwerk und die Schmiedekunst besitzen hier vorzügliche Meister. Das Schloss, in welchem der vom Stand Solothurn eingesetzte Landvogt, den man hier Schultheiss nennt, residiert, liegt am Ende der Stadt, dicht bei der schönen Landstrasse und gleicht einem Privathause. Um Olten herum wächst nirgends kein Wein, hingegen hat es viele ausgedehnte Waldungen — und ein zwar niederes, aber dennoch schweres und gutes Getreid, wenig Obst, aber viele Erdäpfel.

Bei brütender Hitze wanderten wir auf einer sehr guten, aber nur zwanzig Schuh breiten Landstrasse eine Stunde fort und kamen nach *Wangen,* dem ersten Dorf in der Vogtei Bechburg. An dieser bescheidenen, für ihren Zweck aber völlig genügenden Landstrasse habe ich weit mehr Freude als an den stolzen Alleen der Berner, wo so viele Tausend Schuh besten Landes ungenützt verloren gehen. Zwischen Wangen und *Hägendorf,* wohin wir nach einer halben Stunde kamen, sind die Zäune gänzlich aus Apfel- und Birnstauden geflochten. Selten erhebt sich ein wirklicher Baum, der meist nicht gezweit ist und keine Früchte trägt. Anderthalb Stunden weiter liegt *Egerkingen,* ein Pfarrdorf, das zur Landvogtei Falkenstein gehört. Schon bei Olten beginnt der Landstrich oder das Tal, welches seit alten Zeiten und heute noch *Buchsgäu* heisst und das sich zwischen dem Juragebirge und dem Fluss Dünnern hinzieht. Die Juralandschaft zu unserer Rechten ist überaus angenehm und lieblich. Längs der Landstrasse dehnt sich überall ein üppiges, stundenweites Kornfeld. Näher am Gebirge sieht man die schönsten Matten und noch höher am Berg nutzbare Weiden oder dichte Waldungen. Die Dörfer stehen inmitten fruchtbarer Obstbäume, wobei vermerkt werden muss, dass trotz des Obstreichtums hier nirgends gemostet, gebrannt oder gedörrt wird. Die andere Talseite aber, der Flusslauf der *Dünnern* und ihre Ufer, ist eher traurig, Sand und Kiesboden, mit einzelnen Büschen und Waidensträuchern bewachsen. Es ging schon gegen Abend, als wir nach *Egerkingen* kamen und weil wir hier an der grossen Überlandstrasse ein gutes Wirtshaus vermuteten, beschlossen wir in diesem Dorf die Nacht zu verbringen. Das Wirtshaus, in dem wir Herberg nahmen, heisst «Zum Mond». Die Wirtsleute waren reinliche, gescheite und gesprächige Bauersleute. Während ein frugales Nachtessen vorbereitet wurde, ging ich mir die Ställe und Scheunen ansehen und gewann sowohl durch diesen Gang, wie durch das an der Tafel mit dem Wirt geführte Gespräch einige wertvolle Kenntnisse. Hier im Gäu werden die allerfettesten und schmackhaftesten Ochsen gezüchtet und gemästet, welche zum grössten Teil von den Zürcher Metzgern gekauft werden. Es gibt viele Bauern hier, die in einem einzigen Winter zwanzig und mehr Ochsen mästen und verkaufen. Die guten Herbstweiden und das herrliche Emd eignen sich vorzüglich zum Mästen. Ebenso werden hier schöne Kutschen- und Wagenpferde gezüchtet. Die Viehställe sind nicht wie die unsrigen zum Güllenmachen eingerichtet. Man kennt hier den Brauch nicht, Gülle und Mist auf die Felder zu führen. Wegen gewissen Nebelchen, die während dem Blühet hier auftauchen und die Blüten schädigen, werden keine Feld- oder Säubohnen angepflanzt. Dafür gedeiht der Hafer ganz unvergleichlich schön. Roggen baut man so gut wie keinen an, dafür aber Wicke, die ebensoviel abwirft wie der Roggen zu Brot gebacken wird. Der Buchsgäu und der ganze Kanton Solothurn hat nicht nur genügend Brot für alle seine Einwohner, sondern darüber hinaus kann er noch einen schönen Teil seines Getreides an die Fremden liefern. Die Bauern aber dürfen das Korn nicht an Fremde abgeben, sondern sie müssen es dem Staat verkaufen, und zwar zum üblichen Preis. Zu diesem Zweck werden an verschiedenen Orten Kornhäuser mit den dazugehörigen Beamten aufgestellt. Dort wird das Korn eingekauft, aufbewahrt und wieder verkauft oder verteilt, je nach den Erfordernissen des Jahres.



Schloss Neu-Bechburg und das Dorf Oensingen. Kupferstich Büchel/Herrliberger, 1757.

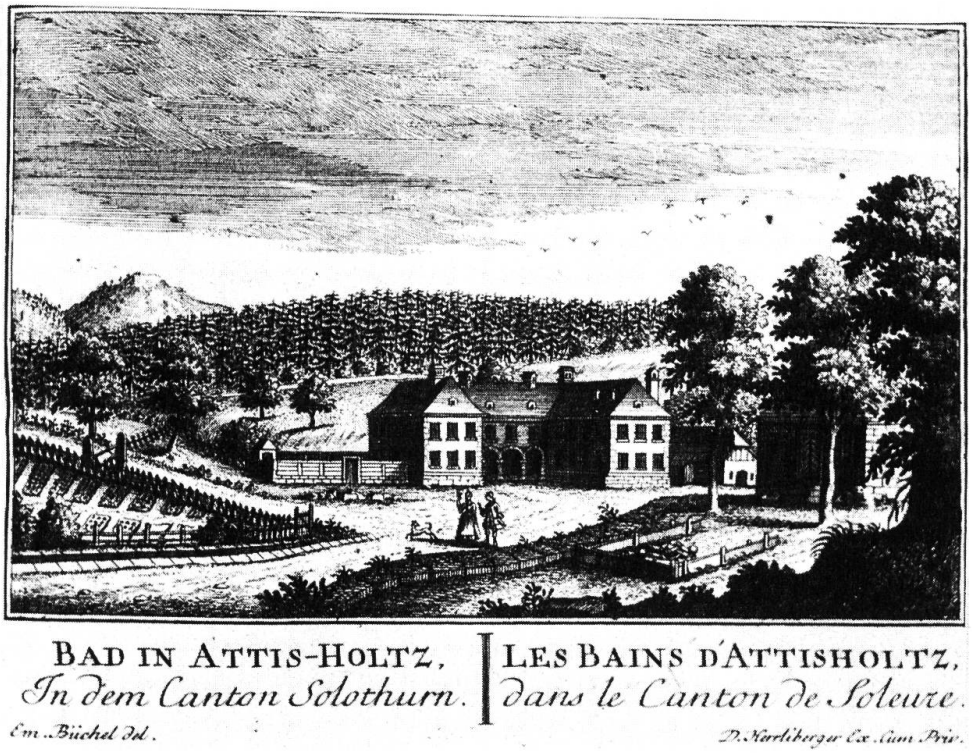
Für diese Gegend steht in *Oensingen* ein Kornhaus. Ein Mäss gilt jetzt einen Gulden. Sechs Solothurner Mäss sind ungefähr ein Zürcher Mütt. In der vergangenen Teuerung von 1771 haben die Landleute hier keine Not gelitten und auch für die Städte waren genügend Vorräte vorhanden. Die hiesigen Bauern sind meistens reich und wohlhabend. Arme gibt es wenig. Im ganzen Kantonsgebiet sieht man weder einheimische noch fremde Bettler. Die sehr scharfen Verordnungen gegen Bettler, Landstreicher und andere unnütze Leute werden auf das genaueste befolgt. In dieser Beziehung sieht es hier viel besser aus als im Zürichbiet, wo ebenfalls solche Verordnungen bestehen, die aber nicht eingehalten werden, und wo die Armen noch öffentliche und private Unterstützung geniessen. Die Häuser haben meistens Schaubdächer, die auf der Wetterseite ordentlich bis auf den Boden hinabgehen, was ihnen ein sonderbares Aussehen gibt. Fliessende Brunnen sind wenig vorhanden, meist nur Sodbrunnen mit Pumpwerk. In Egerkingen selbst gibt es eine überaus reiche, kalte und gesunde Brunnenquelle. Die Solothurner Landleute in dieser Gegend sind stattlichen Wuchses, die Weibsleute nicht eigentlich schön, aber angenehm und geschmeidig fein von Leib, sittlich, höflich und von anmutigen Gebärden. — Unser Nachtlager war nicht eben das beste. Doch wenn man müde ist, schläft man überall gut und bei so braven und redlichen Leuten, wie unser Hauspatron war, kann und muss man vieles übersehen.

Donnerstag, den 17. Juni. Wir verliessen heute in aller Frühe nüchtern unsere Herberge und marschierten rüstigen Schrittes auf der ebenen Landstrasse nach *Ober-Buchsiten,* und in einer Stunde waren wir in *Oensingen,* einem ebenfalls ansehnlichen Pfarrdorf, wie das vorherige in der Landvogtei Bechburg gelegen. Wie schon gemeldet, steht hier das obrigkeitliche Kornhaus. Dieser Ort ist ferner wegen seiner jährlichen grossen Viehmärkte bekannt. Hier unterbrachen wir unsern Marsch und frühstückten. Zu diesem Zweck

mussten wir die Wirtsleute erst aufwecken, welche uns mit ganz verschlafenen Augen einen Tee bereiteten und Brot und Butter dazu auftischten. Für die beiden Knechte verlangten wir Wein. Die Frau aber muss uns nicht verstanden haben, denn es hätte wenig gefehlt, so hätte sie den Wein in unsern Tee geschüttet. Als wir darüber in ein schallendes Gelächter ausbrachen, rechtfertigte sie sich und beteuerte: «Das wäre nun wirklich nicht das erste Mal.» Es seien schon oft Reisende bei ihr eingekehrt, die Wein in den Tee verlangten. — Was Wunder dann? muss sie sich im stillen gedacht haben, wenn ich euch auch als solche Hinterfür angesehen habe. So erhielten aber die Knechte ihren Wein, uns aber gab sie reichlich Milch. Nachdem wir eine Stunde gefrühstückt hatten, brachen wir wieder auf. *Bechburg,* das herrschaftliche Schloss, welches der Vogtei den Namen gibt und eine geräumige Wohnung für den Landvogt enthält, liegt grad neben Oensingen auf einem fruchtbaren, anmutigen Vorhügel des Jura. Von hier geniesst man eine herrliche Fernsicht. Das Schloss steht allein, ohne Dorf und ist nach Oensingen kirchgenössig. Nicht weit von hier befindet sich der Eingang in die Klus, die ich später beschreiben werde. Kurz nach Oensingen verlässt man das Solothurnische und kommt durch eine Zunge des Bernbiets, welches eine Stunde breit und etwa drei Stunden lang in das Land des erstgenannten Kantons hineinragt. In einer starken halben Stunde kamen wir nach *Nieder-Bipp,* einem grossen bernischen Pfarrdorf. In der nächsten halben Stunde befanden wir uns am Fuss des landvögtlichen *Schlosses Bipp,* welches sich hoch oben auf einem Hügel am Jura erhebt und der ganzen Vogtei den Namen gibt. Kurz darauf gelangten wir in das Städtchen *Widlisbach,* worüber ich nichts anzumerken weiss, als dass man diesen Ort eine kleine Stadt nennt, weil er von einer Ringmauer und zwei Stadttoren umschlossen wird und weil die einzige Gasse, welche diese Stadt besitzt, schön gepflastert ist. Sonst sieht's eher ländlich darin aus und das Städtchen besitzt nicht einmal einen eigenen Pfarrer, sondern muss diesen mit Bipp teilen, in welcher Herrschaft das Städtchen gelegen ist. Die letzte Ortschaft in diesem Strich Bernbiet, durch die wir kamen, heisst *Attiswil,* und gleich darnach betraten wir wieder das Solothurnische und zogen auf der offenen Landstrasse weiter. Hier ereignete sich mein zweiter, unglücklicher Vorfall auf dieser Reise. Es war unsere Gewohnheit, bei der grossen Hitze unsere ausgezogenen Röcke an den Stöcken auf der Schulter zu tragen. Man hatte mir in Zürich eine Flasche Himbeeressig mitgegeben, um das Wasser, welches wir unterwegs genossen, schmackhaft und unschädlich zu machen. Diesen Saft hatten wir schon oft gekostet und er schmeckte so angenehm, dass wir beschlossen, recht sparsam damit umzugehen. Die Flasche wurde mir deshalb zur Aufbewahrung in der Rocktasche übergeben. Auf der Wanderung hatte ich diese Flasche ganz vergessen, bis ihr natürliches Gewicht den Rock, der auf dem geschulterten Stock lag, ins Rutschen brachte und er samt seinem köstlichen Inhalt in den tiefen Staub der Strasse stürzte, wo die Flasche in tausend Stücke platzte. Welch ein Schrecken! Mein blauer Rock wurde von dem ausgeronnenen Saft schmierig nass und weiss vom Staube, der sich jetzt wie Teig überall anlegte. Die Tasche nahm sich aus wie eine Mistlache voller Glassplitter. Als mir das geschah, war ich ganz allein, meine Gefährten waren schon weit vorausgeeilt. Wie reute mich der schöne Saft! Da erinnerte ich mich an den ähnlichen Zwischenfall in Dietikon, schickte mich allmählich in den Verdruss, hob den saftigen Rock wieder auf meinen Stock und eilte meiner Gesellschaft nach.

Bald wichen wir von der Landstrasse ab und nahmen einen Fussweg, der seitwärts durch den Wald gegen das Badhaus *Attisholz* führte. Dort schmiss ich den Rock, so wie er war, in den Brunnen, wusch meine klebrigen Hände und eilte, da es eben Mittagszeit war, mit meinen lieben Gefährten an die Tafel. Die allgemein sich äussernde Müdigkeit unserer Beine und der leidige Zufall mit meinem Rock, die Sehnsucht nach einem erfrischenden Bad und die Annehmlichkeiten des hiesigen Orts waren alles Gründe, die uns nach etlicher Diskussion zum einmütigen Entschluss führten, einen Rasttag einzuschalten. Gleich nach dem Essen begann ich meinen blauen Rock zu waschen, zu walken, zu winden und zu trocknen und setzte mich hierauf zum Schreiben nieder, da uns ein eingefallenes Regen- und Donnerwetter nötigte, im Hause Zuflucht zu suchen.

Bad Attisholz.
Kupferstich Büchel/
Herrliberger.



So wie es allerorts unter Vornehmen und Gemeinen schlechte Leute gibt, welche kein grösseres Vergnügen kennen, als den Trinkhäusern und solchen Orten nachzujagen, an denen es lustig und ohne Sorgen zugeht, so gibt es dergleichen auch unter den Ratsherren von Solothurn. Da kam Herr Altrat Degenscher, ein Mann in den fünfziger Jahren, ins Badhaus geritten, durchging sogleich forschend alle Klassen der Badgäste, besonders jene der Frauenzimmer, die vor den Türen sitzen, und gesellte sich endlich zu uns. Gleich begann er mit uns ein unbedeutendes Gespräch und warf immer mit «Studenten» und «Vakanzen» um sich, eine Bezeichnung, die zwar bei ihm nicht böse gemeint war, die einigen unter uns aber unausstehlich schien. Denn die Vorstellung, die man sich besonders in der katholischen Christenheit von Studenten macht, ist nicht viel anders als die Meinung von einem grundschlechten, liederlichen Burschen, der nur auf Spielen, auf Weiber, Bubenstücke und Lustigmachen bedacht ist. — Wir wollten keine «Studenten», nicht in der «Vakanz» sein, sondern als vernünftige, junge Reisende und als junge Leute von gutem Hause eingeschätzt werden. Wir versuchten ein vernünftiges Gespräch anzubahnen, aber er verfiel immer wieder in sein seichtes Gewäsch. Er trank uns mit Wein zu, wir mit Wasser, er wollte, dass wir lustig und närrisch taten. Wir blieben aber ernsthaft. Allmählich begann er einzusehen, dass wir die nicht seien, für die er uns anfänglich angesehen. Dann nötigte er uns zu singen. Wir weigerten uns. Als er auf seinem Wunsch beharrte, hatte ich einen Einfall. «Wart», dachte ich, «wir wollen dir eins singen, dass zu weise wirst!» Wir zogen unsere Schweizerlieder heraus und stimmten an: «Wer, Schweizer — wer hat Schweizerblut?» Als wir auf die Strophe besondern Nachdruck legten:

«Wer immer, wo er stehn soll, steht,
Sich niemals über andre bläht,
Den graden Weg in allem geht,
Gold, Wollust, Üppigkeit verschmäht»,

da merkte der hochgeehrte Herr Altrat, dass wir auf ihn gezielt hatten und eben doch nicht vom gemeinen Studentenschlag waren. Bald darauf verliess er uns. Nachher begaben wir uns ins Bad und dann hatte ich allen Grund, meinen Gefährten Kaspar Hirzel wegen seiner Unachtsamkeit und seines nachlässigen Wesens zu tadeln, das er schon wiederholt in unerträglichem Masse an den Tag gelegt hatte, besonders aber jetzt, wo er beim Baden seine Beinkleider so unordentlich hingeworfen hatte, dass er einen grossen Teil seines Sackgeldes daraus verlor, ohne es überhaupt zu merken. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, überliess er es mir, die Goldstücke mit Mühe unter den Badkästen hervorzufischen. Hierauf sangen wir wieder Schweizerlieder, umringt von den feinen, schlanken, reizend, reinlich gekleideten Solothurner Mädchen, die sich geschmeidig wie Tänzerinnen und mit unerhörtem Anstand in der Kleidung, Gebärden und Reden sehr vorteilhaft von den anwesenden Berner Schönen unterschie-

Solothurn, Stadtansicht, anonym, 1824.

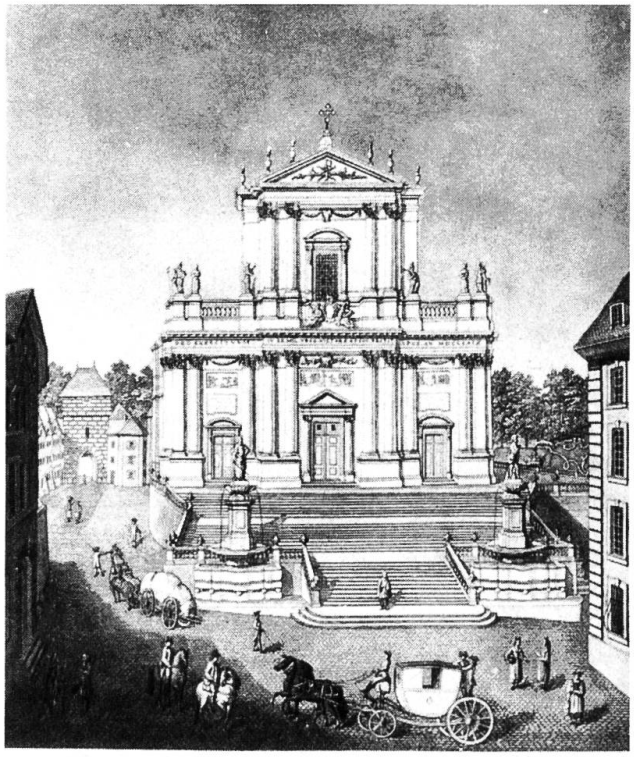
den. Sie nahmen an unserm Gesang gemütvollen Anteil. Beinahe hätten sie gewagt mitzusingen. Einmal baten sie uns um die Erlaubnis, «Das Lied für Schweizer Mädchen» abschreiben zu dürfen. Gern hätten wir ihnen die Lieder geschenkt, wenn wir noch ein anderes Exemplar bei uns gehabt hätten. Nach dem Abendessen machten wir noch einen kurzen Gang im Freien. Das prächtig und regelmässig gebaute Badhaus mit seinen beiden Seitenflügeln ist ein Lehen der Stadt, das sie auf zehn Jahre einem ihrer Bürger als einträgliches Amt ohne Zins verpachtet. Da das Bad nur eine Stunde von der Stadt entfernt liegt, kommen von dort im Sommer und Winter zu Fuss, in Kutschen und Schlitten viele Gäste. Denn wenn man in Solothurn eine Lustpartie machen will, geht man eben nach Attisholz. Nach einer guten Nachtmahlzeit legten wir uns mit Vergnügen in die guten Betten, die man inzwischen für uns hergerichtet hatte.

Freitag, den 18. Juni. Ebenso köstlich, wie uns die Annehmlichkeiten des gestrigen Tages gemundet hatten, schmeckte uns auch die Nachtruhe in unsern einladenden Betten. So verliessen wir erst um sieben Uhr das schöne Badhaus und nahmen die breite, ebene Landstrasse unter die Füsse, die durch dichten Wald nach *Solothurn* führt. Nach acht Uhr trafen wir ganz munter in der Stadt ein und bezogen Unterkunft in dem vor kurzem prächtig erbauten Gasthaus zur «Krone». «Gleich nach dem Haarkräusler und Bartscherer gesandt!» war die erste Ordre, die wir aus unsern eben bezogenen Zimmern dem hochfrisierten Kellner erteilten. «Wo bleibt denn der schon vor langem bestellte Barbierer? Es geht lange, bis der Kerl kommt!» sagte ich halb ungeduldig zu einem fein aufgeputzten Mädchen, das, mit viel Anstand und der Lebensart der grossen Welt aufs beste angepasst, das sogenannte Bartzeug auf den Tisch hingestellt hatte und nun schon eine geraume Weile wartend daneben stand. «Sie belieben sich nur niederzulassen, mein Herr!» versetzte sie, während sie einen Stuhl aus der Zimmermitte vor das Fenster rückte. «Der Barbierer, Jungfer, den Barbierer lasst doch endlich kommen!» sagte ich abermals. «Sie belieben sich doch nur zu setzen», entgegnete sie freundlich und fing an die Scheermesser abzuziehen. «Wie? Was? Ach, Sie sind der Barbierer?» — «Zu dienen, mein Herr!» und flugs überseifte sie mir das Gesicht und schabte mir mit flinker und sanfter Hand den Bart weg, weit geschwinder, als ich selbst imstan-

Solothurn, Ambassadorenhof. Illumination anlässlich der Allianzerneuerung von 1777. Stich von L. Midart.

de wäre und noch ehe ich mich von meiner Verwunderung gänzlich erholt hatte. Das gefiel meinen jungen Gefährten so wohl, dass sie es jetzt zum ersten Male bedauerten, nicht älter zu sein und ebenfalls von einem so artigen Mädchen barbiert zu werden. Nach mir genoss Kaspar, der Kammerdiener, als einziger noch das Vergnügen, von diesem Frauenzimmer bedient zu werden, und alle waren jetzt auf seinen stachligen Bart neidisch, den dies Weib mit nicht minderer Nettigkeit als den meinigen verschnitt. Jetzt waren unsere Haupt- und Kinnhaare in bester Ordnung, meine jungen Herren alle umgekleidet und zu Staatsbesuchen fertig. Wir liessen Herrn Chorherrn Gugger unsere Komplimente präsentieren, der uns alsbald im Gasthof abholte und mit einer so herzlichen Freude und warmen, offenen Freundschaft in der Stadt umherführte, dass wir sie selbst in seinen heiteren Gesichtszügen erkennen konnten. Der eifrige Freund führte uns zuerst an den Hof, so nennen sie hier das Haus der französischen Gesandten, ein gediegenes, niedriges Gebäude, das um einen quadratischen Hof herumgebaut ist. Trotz der Abwesenheit des Gesandten hüpften an jeder Ecke französische Diener umher, um ausfindig zu machen, ob das Trinkgeld klein oder gross sein werde. Wir wurden durch eine Flucht schöner Zimmer geführt und kamen endlich in den grossen Saal, wo der französische König den Schweizern gnädiges Gehör gibt. In der Mitte dieses Saales steht unter einem rotsamtenen Baldachin ein Sessel wie ein Thron und an der dem Bilde des Monarchen gegenüberliegenden Wand eine Reihe von Stühlen. Ich weiss nicht, wie mir wurde. Ich wurde ganz ungehalten in diesem Zimmer. Mein Schweizerstolz sah sich bei diesem Anblick gar zu tiefst erniedrigt. Der Gedanke war mir unerträglich, dass die Nachkommen der Nation, um deren Freundschaft die Fürsten einst eiferten und die es in der Hand hatte, Frankreichs Thron zu halten oder zu stürzen — dass die ersten Häupter eines tapferen, freien Volkes heute sich an dieser Stelle vor des Königs Diener neigen und alljährlich aus seinen Händen untertänigst und gehorsam Gnadengelder empfangen. Wie demütigend ist es für euch, ihr Schweizer, einen solchen Saal, einen solchen Königsstuhl in der Mitte einer eurer Städte dulden zu müssen! — Wir verliessen diesen demütigenden Ort und an der Türe machte des Dieners Diener einen tiefen Bückling vor der Hand, von der er erwartete, dass sie ihm einen Taler geben werde. Als er aber fühlte, dass es nur ein halber war, versteifte sich sein Rückgrat und sein Ausdruck wurde hochmütiger als zuvor.

Vom Hof führte uns der gutherzige Chorherr eiligen Schrittes durch ein Franziskaner- und in ein Frauenkloster, wo er uns im Sprechzimmer vor dem Gitter der Nonnen stehen liess, um uns später aus dem Gottesdienst einen liebreichen Gesellschafter zuzuführen, den redlichen Hermann, einen Geistlichen, der mit seinem ausgezeichneten, menschenfreundlichen Herzen einen



Solothurn, St. Ursen. Stich von L. Midart.

ungemeinen Eifer für das Verständnis der Wissenschaften verbindet, ein geduldiger Antiquarius, dem die erst vor zehn Jahren gegründete Stadtbibliothek ihr Dasein verdankt. Zu deren Besichtigung führten uns die Freunde in den oberen Stock des stattlichen Rathauses, wo in einem geräumigen Saal der Anfang zu einer umfangreichen Büchersammlung gemacht wird, die sich aber noch stark im Stande der Unvollkommenheit befindet, weil sie bis heute auf die Verwendungen Hermanns erst aus geschenkten Privatbüchereien besteht und noch wenig Seltenes enthält. Es gibt hier auch einige alte Münzen, die grösstenteils aus dem Solothurnischen stammen und bei der Fundierung der neuen Kirche in der Erde aufgefunden wurden. Auch findet man hier ein sehr genaues Modell dieser neuen Stiftskirche Sankt Urs, die noch dieses Jahr eingeweiht werden soll.

Vom Rathaus begaben wir uns zu dieser Kirche, welche unbestreitbar die schönste katholische Pfarrkriche in der Schweiz ist. Mein lieber Freund hat einen Baumeister aus der Herrschaft Lugano, namens Pisoni beauftragt, diesen Bau nach den besten Regeln der Baukunst auszuführen. Sie ist aussen und innen mit Säulenwerk und stolzen Pilastern geziert. Leider entspricht die Innenausstattung, sowohl der Altäre wie der Bilder, keineswegs dem gediegenen Äussern. Der Zugang zu diesem Tempel ist eine majestätische Treppe, an deren Seiten schön gehauene und mächtige Brunnenbecken und Standbilder angebracht sind. Wir stiegen in den hohen Turm hinauf und genossen von dort eine herrliche Fernsicht über die Stadt und deren nähere, anmutige Umgebung. Die Glocken im Turm sind aufeinander abgestimmt. Die grösste krankt allerdings an einem Sprung, der aber so ausgebessert werden konnte, dass sie zwar nicht mehr den früheren Wohlklang, aber immer noch einen angenehmen Klang besitzt.

Nachher begab sich der Herr Chorherr heim zum Mittagessen und wir ins Wirtshaus zur Tafel, wonach wir schon wieder sein Haus bestürmten. Unsere Gesellschaft war viel zu zahlreich für das kleine Zimmer, wo wir uns selbst überall im Wege standen. Es gibt keinen einzigen Auftritt im Leben, bei dem der Mensch nicht Gelegenheit hat, seine netten oder schlechten Gewohnheiten zu zeigen. Der scheue Zürcherknab zeigt dann sein Naturell am deutlichsten, wenn er es am fleissigsten zu verbergen sucht. Kaum waren die Kaffeeschalen vollgegossen, stiess ein unachtsamer Gefährte ein paar derselben um und beschmierte dabei seine eigenen Kleider so sehr, dass alle Umstehenden in ein lautes Gelächter ausbrachen. Je mehr man lachte, je konfuser wurde der junge Herr und wusste sich weder zu helfen noch zu raten. Sprachlos, mit starren Augen sah er unbeweglich zu, wie sich die andern mühten, den angerichteten Schaden wieder gutzumachen, und er gewann seine Fassung erst wieder, als das Gespräch auf ein anderes Thema abgelenkt worden war und es ihm gelang, sich aus unserer Mitte ans Fenster wegzudrücken.

Und wiederum eilte unser Führer im Sturmschritt voran. Wir liessen uns durch ihn Ihro Gnaden Herrn Schultheiss Glutz als junge Eidgenossen von der Gesinnung des Schinznacher Kreises vorstellen, und dieser begrüsste uns in einer gesetzten Antwort aufs liebreichste und verbindlichste. Eben war das Gerücht zu ihm gedrungen, der französische Gesandte sei soeben wieder in die Stadt zurückgekehrt. Darob geriet Herr

Solothurn, Hauptgasse mit St. Ursen und Jesuitenkirche. Zeichnung von J. B. Isenring.

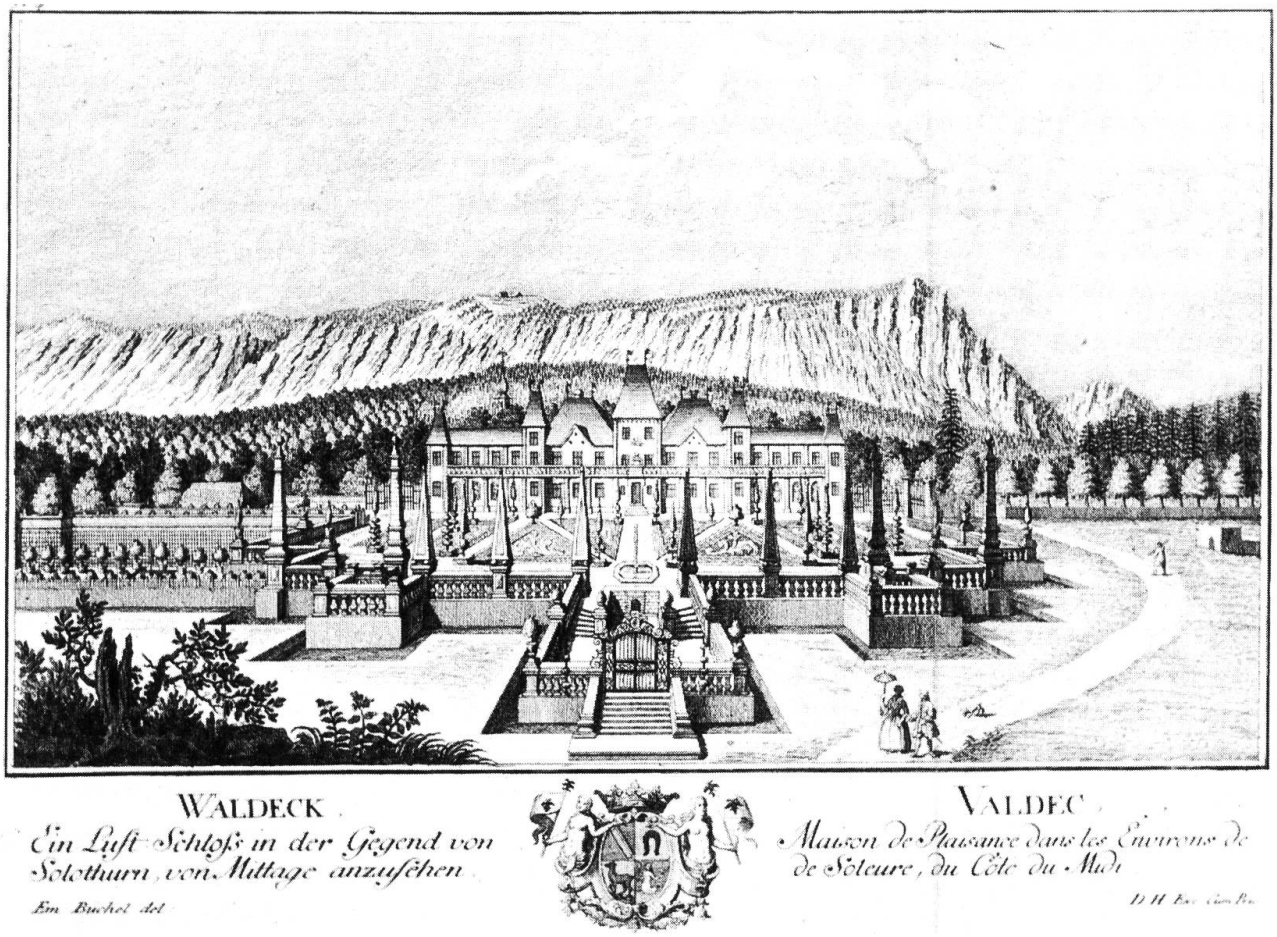
Schultheiss in Wallung, wollte bereits Anstalten zu dessen Begrüssung treffen und sann vielleicht schon auf die passenden Worte zu einer Ansprache. Da wurde ihm gemeldet, es sei nur die leere Kutsche gewesen, die in raschem Trab durch die Stadt gefahren sei. Armselige Schweizer! dachte ich abermals. Euer regierendes Haupt lässt sich von einem französischen Kutscher täuschen und das Rollen der königlichen Kutsche setzt euch in Bewegung! Und nun schob man Stühle zu einem Kreis zusammen, und mit Hin- und Herrücken, mit Niedersitzen und Aufstehen, verbunden mit den üblichen Komplimenten, verging eine Viertelstunde, wonach wir uns von Ihro Gnaden verabschieden durften, der uns bis auf die Strasse begleitete. — Herr Jungrat Gugger, einer der hochgewachsensten Männer, sehr freundlich und ungemein beredt, versäumte uns nicht lange, weil wir vor dem Abend noch zwei andere Jungräte besuchen wollten, die wir dann aber leider nicht zu Hause antrafen. Trotzdem ich mir vorgenommen habe, nichts zu wiederholen, was Faesi schon beschrieben hat, muss ich an dieser Stelle doch erklären, was Jung- und Alträte in Solothurn sind. Beide sind Ratsherren. Jungräte gibt es zweiundzwanzig, das heisst aus jeder der elf Zünfte zwei. Alträte gibt es elf, das heisst aus jeder Zunft einen. Diese Ratsherren bilden zusammen mit dem regierenden und dem Alt-Schultheissen, dem Venner und dem Säckelmeister den Kleinen Rat. Jung- und Alträte unterscheiden sich voneinander nur durch den Namen, nicht durch die Gewalt, die sie ausüben. Die versammelten Alträte wählen die Jungräte aus den grossen Räten. Wenn ein Altrat ausscheidet, wird er von den Jungräten aus ihrer Mitte ersetzt, und zwar so, dass der ältere Jungrat von der betreffenden Zunft, welcher der scheidende Altrat angehört, ihm üblicherweise im Amte nachfolgt. Mit der Amtsgewalt des Kleinen Rats verhält es sich gleich wie in Zürich, nur mit dem Unterschied, dass der Kleine Rat den Grossen wählt, und zwar nach Massgabe der Zünfte aus den Reihen der Bürgerschaft, je sechs auf jede Zunft. Die vier Staatsoberhäupter werden jedes Jahr von der Bürgerschaft bei einer Vollversammlung in der Franziskanerkirche gewählt: der Schultheiss und der Venner, der Alt-Schultheiss und der vom Rat erwählte Säckelmeister, die ebenfalls Häupter heissen. Einen andern Einfluss auf die Regierung besitzen die Zünfte nicht und trotzdem es mit den Grundgesetzen der Verfassung nicht übereinstimmt, muss man doch feststellen, dass in Solothurn das Patriziat herrscht. Denn es kommt selten vor und man kennt nur wenige Beispiele, dass Handwerker oder andere sogenannt «gemeine» Leute an die Regierung kommen. Die Ratsstellen werden stets von den gleichen Geschlechtern besetzt und vom Vater auf den Sohn übertragen. Ich muss noch ein weiteres wichtiges Amt erwähnen, das bei uns Obrist-Meister, in Solothurn aber Gmein-Mann heisst. Die Jungräte erwählen diesen jährlich aus ihrer Mitte und er wird von der Bürgergemeinde bestätigt. Er hat das Recht, im Kleinen und im Grossen Rat anzubringen, was dem ganzen Land zum Nutzen gereicht. Ihm obliegt besonders die Sorge für die Lebensmittel und für andere Polizeimassnahmen. Im Rang kommt er vor allen Jungräten an erster Stelle. Soviel habe ich über diese seltsame Einrichtung aus meinen verschiedenen Gesprächen in Solothurn entnehmen können.

Es gehört zur Sitte auf allen Schweizerreisen, neben dem Rathaus auch das Zeughaus zu besu-

chen. Um nichts zu versäumen, schlossen wir uns dieser Gewohnheit an. Soviel unsereiner davon verstehen kann, sieht es nicht übel aus. Unter den alten Geschützen, auf dem untersten Boden, wo die Kanonen stehen, zeichnet sich eines besonders aus, welches man Orgel nennt. Es können daraus in drei Wendungen vier Schüsse, in jeder Wendung sieben auf einmal losgebrannt werden. In einem obern Stockwerk sitzen dreizehn gemalte Figuren in Helm und Harnisch um eine Tafel und halten vor sich die Aufschriften der XIII Kantone. In einer Ecke steht ein Harnischmännchen, das den vorwitzigen Besuchern bei der Betastung Wasser ins Gesicht spritzt. Und es gibt noch andere ähnliche Possen, die eigentlich Kindern besser anstehen würden!

Hernach begaben wir uns ins Jesuitenkloster, ein ansehnliches Gebäude. Der Pater Professor in der Naturlehre zeigte uns die unbedeutende Bibliothek und führte uns in einen Saal, wo Maschinen für Experimente stehen, armselige Dinger, die für die Schüler der untersten Stufen gerade recht sein mögen. Es gibt hier auch den Anfang einer Insektensammlung zu sehen, doch sind die Schmetterlinge noch nach alter Mode elend zwischen zwei Gläsern zerdrückt. Der gleiche Pater führte uns aus dem Kloster ins Kollegienhaus, wo täglich Schul gehalten und öffentlicher Unterricht erteilt wird, und zwar für alle Stufen, von den Rudimenten und der Grammatik bis zu den Wissenschaften und zur Theologie. Das Kollegienhaus steht dem Kloster gegenüber und grenzt an das schöne Besenval'sche und von Roll'sche Haus an der Aare, in dessen Nähe ein anmutiges Lustwäldchen angelegt ist. Als man beim Weggehen auf die Jesuiten zu sprechen kam, war der Herr Chorherr nicht gut auf sie zu sprechen. Es seien fremde, meistens deutsche Mönche, die keinen Schweizersinn haben und nach fremden Sitten leben. Dazu würden sie fremde Maximen einflössen, seien meistens ungelehrte Leute und nicht selten Starrköpfe, mit denen es sehr oft unangenehme Auftritte gebe. Mir scheint, er habe im Namen der ganzen Stadt gesprochen — so dass niemand in Solothurn unzufrieden sein wird, wenn einmal diese Leute dienstlos werden.

Herr Gugger bestellte eine Kutsche, um uns auf ein Landhaus hinauszuführen. In der Zwischenzeit gingen wir in unsern Gasthof zurück, wo wir eine Abendgesellschaft von Jung- und Alt-Räten antrafen, welche im Geist unserer Zunfthäuser vertraulich miteinander tranken. Einige redeten mit uns, andere schauten uns nur über die Achsel an. — Inzwischen war die Kutsche vorgefahren. Mit Bier und Brot verproviantiert fuhren wir mit Herrn Chorherrn nach *Waldegg* hinaus. Dieses Landgut gehört dem Marschall Besenval. Auf einer anmutigen Anhöhe liegt der weitläufige Bau, ein prächtiger Sitz mit fürstlichen Zimmern, Sälen und Hallen, einem grossen Park mit breiten Alleen, alten Bäumen, lieblichen Teichen, Säulen und Statuen und allem für einen vornehmen Herrn erforderlichen Zubehör. Nur schade, dass dieses Gut nicht richtig unterhalten wird und schon seit Jahren verlassen steht. Herr Glutz hoffte uns hier bei frischem Bier, inmitten der prächtigen Fernsicht einen angenehmen und netten Abend zu bereiten. Sein freundschaftliches Herz stand weit offen für uns. Er wollte sich mit uns lehrreich und vertraulich unterhalten und einen Vergleich zwischen Zürichs und Solothurns Verfassung, Denkart und Sitten anstellen. Allein, zu unserer Schande muss ich es gestehen, meine Gefährten fanden keinen Gefallen daran. Offenbar hatten sie nach Zürcher Art einen Schmaus erwartet und waren an unedlen Zeitvertreib, närrisches Geschwätz und jugendliches Lustigmachen gewohnt. Für die freundschaftliche Unterhaltung erwiesen sie sich gefühllos. Einige gähnten, andere schlichen von uns weg und fuhren wie Fuhrleute mit der Kutsche im bewaldeten Park umher, wobei mit himmelangst war, dass sie die Pferde nicht lenken können. Als die Nacht einbrach, fuhr man wieder gegen die Stadt. Vor den Toren stiegen wir ab und machten noch einen Gang über die Schanzen rund um die ganze Stadt und auf die Brücke. Auch hier waren die jungen Herren unzufrieden und konnten sich kaum enthalten, uns den Vorwurf zu machen, man sprenge sie um die Stadt herum, wo es doch im Wirtshaus viel gemütlicher wäre. Wenigstens behielten sie diesen unverschämten Gedanken für sich. Als ich ihnen gerade meine Meinung sagen wollte, näherten wir uns dem Wirtshaus und begaben uns an die Abendmahlzeit, wobei uns einige durchreisende Herren aus Freiburg Gesellschaft leisteten.

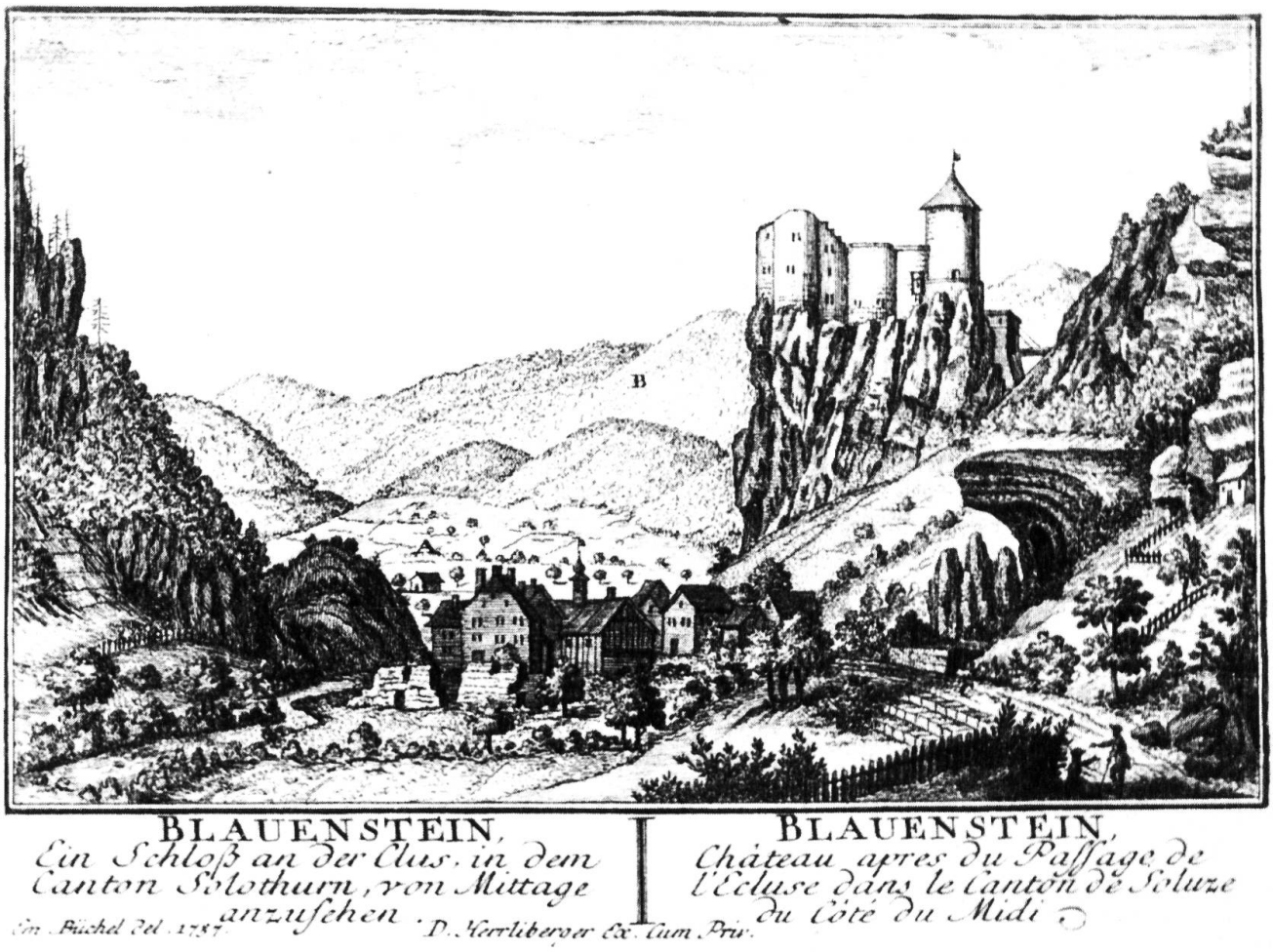


Schloss Waldegg. Kupferstich von Büchel/Herrliberger.

Samstag, den 19. Juni. Als wir aufstanden, regnete es. Darum setzten wir uns hin und schrieben unsere Briefe nach Hause. Um neun Uhr machten wir Herrn Chorherrn, der gestern nach dem Abendessen noch zu uns gekommen war, um uns einige Aufträge und Geld nach Zürich mitzugeben, die Abschiedsvisite. Alsbald liess er den Unter-Custos kommen und begab sich mit uns in das Haus des Probstes, wo während des Kirchenbaus der Stiftsschatz aufbewahrt wurde. Wir sahen eine kostbare Monstranz, eine Menge silberner Bilder, Leuchter, Lampen und andere Geräte. Unter den kostbaren Chormänteln und Messgewändern sind welche aus farbigem Samt besonders schön, die aus den eroberten Zelttüchern Karls von Burgund angefertigt sind. Der Stiftsschatz enthält noch eine Menge von sehr alten Handschriften und Urkunden, die in der nächsten Zeit geprüft und geordnet werden sollen. Unter anderem ist zu sehen ein Exemplar des JUS CANONICUM AUT DECRETUM GRATIANUM. Auf einem Blatt desselben steht zu lesen: «MCCCCLXII non atramentali poena cana arte quadam ingeniosa imprimendi! cunctipotente adspiranti. Deo Petrus Schwitzer de Gernsheim suis consignando scutis feliciter consumavit.» Ferner ein Messbuch, auf dessen Titelblatt zu lesen ist: «Scriptum est hoc Missale tempore Caroli Martelli, qui Gubernator erat totius Regni Franciae. A.D.724.» Die Präfation dieses Messbuches ist einzig noch vorhanden auf blauem und purpurfarbenem Grund mit goldenen Lettern. Ein weiteres seltenes Dokument sind die «ACTA SACRA CONSILII BASILIENSIS» aus dem Jahre 1437. Auf einem alten Fahnentuch, von dem die Beschaffenheit des Stoffes nicht mehr identifiziert werden kann, steht zu lesen:

«Sankt Urs beschützet diese Stadt,
Als Östreich sie belagert hat.
Drum muss der Herzog ziehen ab
Und schenkt dies Panner zur Gab.
Solothurn MCCCXVIII»

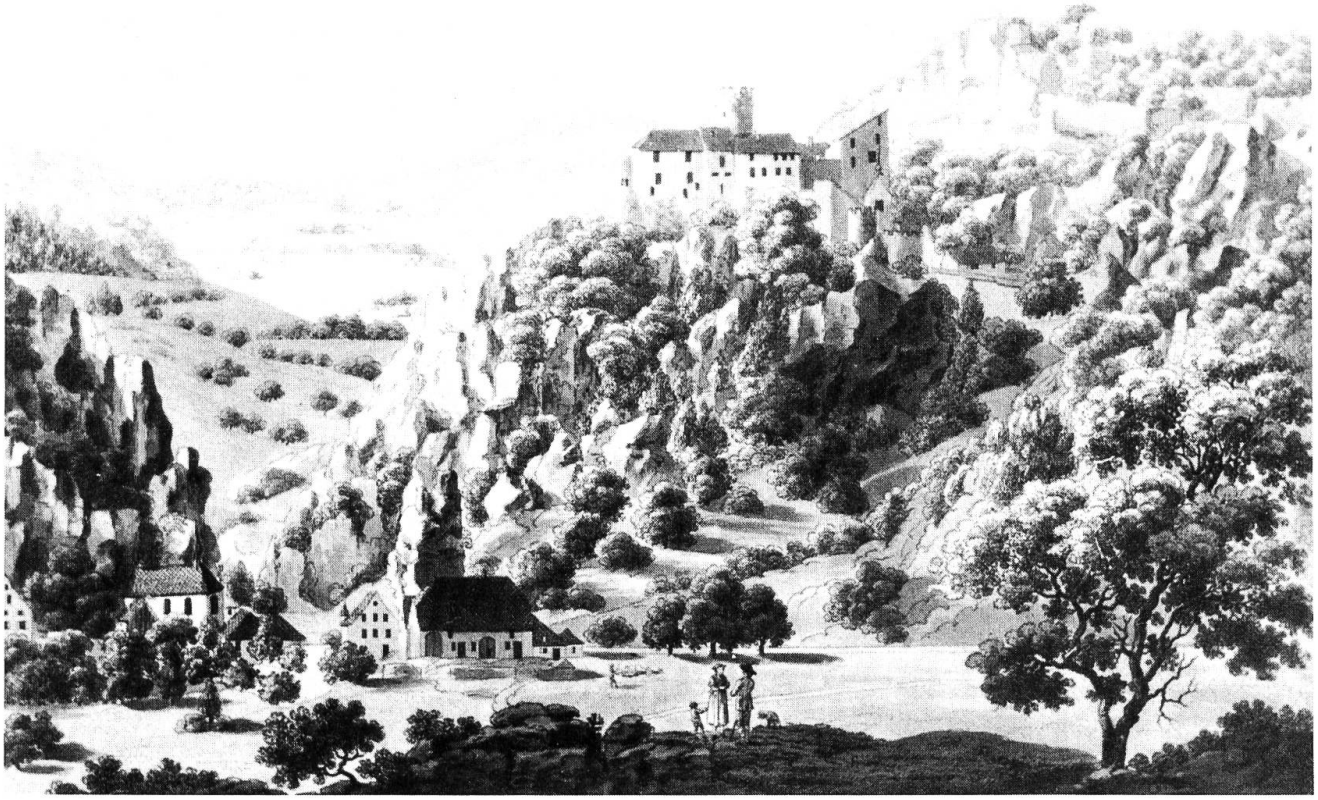
Leider verstehe ich nicht viel von alten Schriften und stehe darum für die genaue Wiedergabe der Texte — namentlich der lateinischen — nicht gut. Nach dieser interessanten Besichtigung dankten wir alle dem Herrn Chorherrn für seine Mühe, seine Freundschaft und seine Guttaten, kehrten in unsern Gasthof zur «Krone» zurück, packten ein, kleideten uns um und gingen zur Mittagstafel.



Schloss Alt-Falkenstein («Blauenstein») mit dem Städtchen Klus. Kupferstich von Büchel/Herrliberger, 1757.

Mit uns am Tische spiesen drei Fremde, die wir anfänglich alle als Mannsleute ansahen. Bei näherer Prüfung aber ergab es sich, dass der in der Mitte sitzende Kavalier ein wunderliches Weibsstück war. Als dann dieser Kavalier in das Nebenzimmer verschwand und dabei dem Kammerdiener laut befahl, einen Pisspot zu bringen, brachen wir alle in schallendes Gelächter aus. Unsere Neugierde wuchs aufs äusserste, ausfindig zu machen, wer doch diese Leute seien. Die sonderbare Dame redete französisch, englisch, deutsch und schweizerdeutsch. Beim Essen gebärdete sie sich derart seltsam und gegen die beiden Männer, von denen einer ihr Bruder, der andere ihr Liebhaber zu sein schien, verhielt sie sich derart gebieterisch, dass wir ihr schon aus diesem Grunde, dann vor allem aber wegen der Täuschung, der wir zum Opfer gefallen waren, gerne einen Streich gespielt hätten. Aber glücklicherweise war die Zeit zum Aufbruch gekommen und wir fragten nach der Zeche. Diese war sehr teuer. Fast hätten wir es jetzt bereut, nicht dem guten Rat der Wirtin gefolgt zu sein und aus Sparsamkeit an der Tafel der Knechte gegessen zu haben.

Als wir die Rechnung mit dem Wirt beglichen hatten, verliessen wir trotz des sanften Regens die anmutige Stadt an der Aare und zogen den gleichen Weg, den wir gekommen waren, bis gegen Bechburg zurück. Kurz vor diesem Ort aber schwenkten wir von der geraden Landstrasse nach links ab und wählten den Weg, der gegen das Gebirge zuführt. Nach einer halben Stunde gelangten wir zu den wilden Felsschründen des Juras, wo sich die Strasse gabelt und die eine Abzweigung Richtung Basel führt. Dieser Ort ist sehenswert. Er heisst *die Klus,* eine Bergenge von zwei hohen, kahlen Felswänden, durch die sich das Flüsschen Dünnern hindurchzwängt und durch welche das Tal wie von einer Pforte abgeriegelt wird. Bei diesem Felsen stehen zwei ansehnliche Bauernhöfe und ein Gasthaus nebst einer Kapelle. Diese Stelle heisst die *Vordere Klus.* Ist man hier durchpassiert, gelangt man in ein sanftes und ebenes Wiesentälchen, das auf beiden Seiten von steil abfallenden Felsen begrenzt wird. Die sanft druchfliessende Dünnern verleiht diesem Tal einen anmutigen Charakter. An der mittäglichen Talseite befindet sich ein



Schloss Neu-Falkenstein über St. Wolfgang. Kupferstich von Ch. Mechel.

blendend weisser Felsen, dessen Gestein der Kreide so ähnlich ist, dass man es für die gleichen Zwecke verwenden kann. Nach einer Viertelstunde Wegs gelangt man an die *Hintere Klus,* ein grosses Dorf, bei welchem wiederum zwei schroffe Felsen zusammenschliessen und das Tal abschirmen (Vallis Clusa). Quer durch das Tal zieht sich eine Mauer mit einem Tor in der Mitte, die das Dorf und das Tal gänzlich abriegelt. Auf einem hohen Felsen über diesem Dorf erhebt sich die alte Festung *Blauenstein,* auf welcher der Landschreiber der Landvogtei Falkenstein, zu welcher dieses und das folgende Tal gehört, seinen Wohnsitz hat. Von hier kann jeder Durchgang durch die Klus gänzlich gesperrt werden. Nach diesem engen Durchpass kamen wir in ein an Obst und Getreide fruchtbares Wiesental, das sich gleich hier in zwei Täler gabelt. Das eine zieht sich in nordwestlicher Richtung gegen das Bistum Basel hin. Es heisst *Guldental* und besteht aus saftigen Wiesen und Weiden. Hier soll das Solothurnerbiet seine schönste Viehzucht haben. Das andere Tal, *Balsthal* genannt, zieht sich gegen Osten. In der Ebene liegen fruchtbare Kornfelder, an den Hängen fette Wiesen und Weiden. Das Gebirge des Juras, der das Tal von der mittäglichen Seite abgrenzt, ist mit dichten Wäldern bepflanzt. Kaum waren wir in dieses köstliche Tal eingetreten, als wiederum ein heftiger Regen einsetzte. Ganz durchnässt und schlechter Laune marschierten wir in *Balsthal* ein. Bald aber freuten wir uns über das bequeme, schöne und reinliche Wirtshaus. Nachdem wir uns umgekleidet hatten und unsere Kleider in der für uns geheizten Stube zum Trocknen aufgehängt hatten, begannen wir wieder guter Dinge zu werden.

Sonntag, den 20. Juni. Als wir erwachten, hörten wir noch immer das Rauschen des Regens. Wir beschlossen daher, liegen zu bleiben, und setzten uns dann nach dem spät eingenommenen Frühstück zum Schreiben hin. Die einen schrieben Tagebücher, die andern Briefe und ich trug meine Notizen über Balsthal ein: Ein grosses Dorf mit etlichen Kirchen und Kapellen, stattlichen Bauten, darunter an erster Stelle das obrigkeitliche Kornhaus, schöne plätschernde Brunnen, darunter einer mit einem kunstreich gehauenen Steinbecken. Der Wirt gab mir einige Auskünfte über dieses Tal. Allein im *Guldental* wird so viel Butter hergestellt, dass sie für den Bedarf der ganzen Stadt Solothurn ausreicht. Eine Viertel-

stunde unweit des Dorfes befindet sich ein schöner Wasserfall, den wir gestern beim strömenden Regen kaum gewahrten. An und für sich ist dieses Tal einsam, wegen des steilen Passes aber über den Hauenstein nach Basel viel befahren. — Das Wetter hatte sich inzwischen etwas aufgehellt. Wir nahmen unser Mittagessen um eine Stunde früher ein und setzten nachher unsern Marsch fort. Nach einer halben Stunde kamen wir nach *Falkenstein.*

An diesen Ort werde ich mich immer mit Vergnügen erinnern, da wir hier zum erstenmal mit unserm Esel Bekanntschaft machten. Hoch oben auf einem Felsen erhebt sich das Schloss des Landvogts. Zu dessen Füssen liegt ein kleines Dorf mit der Kapelle Sankt Wolfgang und dem Haus eines Geistlichen, der hier Messe liest. Hier auf der Brücke über den Mümliswilerbach geschah es, dass wir zum erstenmal unsern geliebten Esel erblickten, mit dem wir dann mit gegenseitiger Geduld so manchen Tag über Berg und Tal wandern sollten. Die Geschichte des Kaufs war wirklich possierlich. Einige unserer Gefährten waren vorausgeeilt — als sie von ferne einen Esel auf sie zukommen sahen. Und nun rannten sie zurück, was die Beine hielten, um uns atemlos diesen glücklichen Zufall zu melden. Wir besammelten uns alle bei der Brücke und warteten, bis das Tier unter zwei riesigen Körben voller Kirschen mühsam angetrabt kam. «Verkaufen Sie den Esel?» fragten wir den Treiber, der gleichzeitig Besitzer dieses Tieres war. «Nein!» lautete die Antwort, und nach einer Weile: «Vielleicht — falls er anständig bezahlt wird.» Wir baten ihn, Vorschläge zu machen. Da pries er die Tugenden seines Esels, er sei die Geduld selbst, ohne jegliches Laster, laufe täglich mühelos zehn Stunden und trage ein Gewicht von einhundertfünfzig Pfund. Freilich sei er auf einem Auge von Geburt an stockblind, was aber durch seinen Scharfsinn und seinen sichern Gang längst wettgemacht werde. Nun war die Reihe an uns, ihn von allen Seiten zu untersuchen. Der Mann nannte als Verkaufspreis sechs Neu-Taler und bestand auf diesem Preis. Wir beratschlagten, erwogen pro und contra und beschlossen, fünfeinhalb Neu-Taler und zehn Batzen Trinkgeld zu bezahlen, wobei wir aber die Bedingung stellten, dass sich jeder an den Kirschen in den Körben satt essen durfte. Nach langem Bedenken seitens des Verkäufers kam es endlich zum Handschlag. Die Körbe wurden sofort ausgeleert und das ob dieses Besitzerwechsels schwermütig gewordene Tier uns mit Haut und Haar, mit Bastsattel, Körben und Strick als Eigentum übergeben. Flugs packten die Knechte ab und ehe es der Esel begriffen hatte, waren die Körbe mit unsern Habseligkeiten wieder derart zum Bersten voll, dass für unsere Kleider kein Platz mehr blieb. Alle umringten nun das Tier, halfen beim Packen, zogen an den Riemen und Stricken und versuchten durch ein gleichmässiges Verteilen der Gewichte auf beiden Seiten das Gleichgewicht des Bastsattels zu erhalten. Es war schwer zu raten, wer stolzer war — ob die von ihren Lasten befreiten Knechte oder wir, als neue Besitzer des Esels, der uns jetzt auf Gnad und Ungnad ausgeliefert war. Bisher waren beide Knechte Lastträger gewesen. Jetzt aber gründeten wir einen Hofstaat. Unser Kaspar hiess jetzt «Kammerdiener» und «Oberster Stallmeister». Er musste den Esel treiben. Der Hannis avancierte jetzt ebenfalls zum Diener. Damit er aber nicht überheblich werde, musste er uns immer begleiten und die Hälfte seiner früheren Bürde auf dem Rücken tragen. Er wurde voraus befohlen; dann folgten wir, dann der Esel und dahinter mit martialischem Gesicht der Stallmeister. Von nun an marschierten wir in dieser Marschordnung.

Wir gelangten zu einer Weggabelung. Die eine Strasse führt über den Passwang, die andere über den *oberen Hauenstein,* der zum Jura gehört. Das war unser Weg. Nach einer Stunde sanften Anstiegs kamen wir wieder in eine fruchtbare, kornbewachsene Hochebene mit fetten Weiden und dichten Wäldern. In dieser Ebene liegt das Pfarrdorf *Holderbank.* Vor *Lochhaus,* einem einsamen Gehöft, sahen wir die Ruinen des zerstörten Schlosses *Alt-Bechburg* und gelangten an die Grenze zwischen Solothurn und Basel. Eine Viertelstunde später kamen wir nach *Langenbruck,* ein weitgedehntes Dorf mit hablichen Häusern und guten Gasthöfen. Es ist dies die erste baslerische Gemeinde auf den ebenen Höhen des Hauensteins und gehört zur Landvogtei Wallenburg.